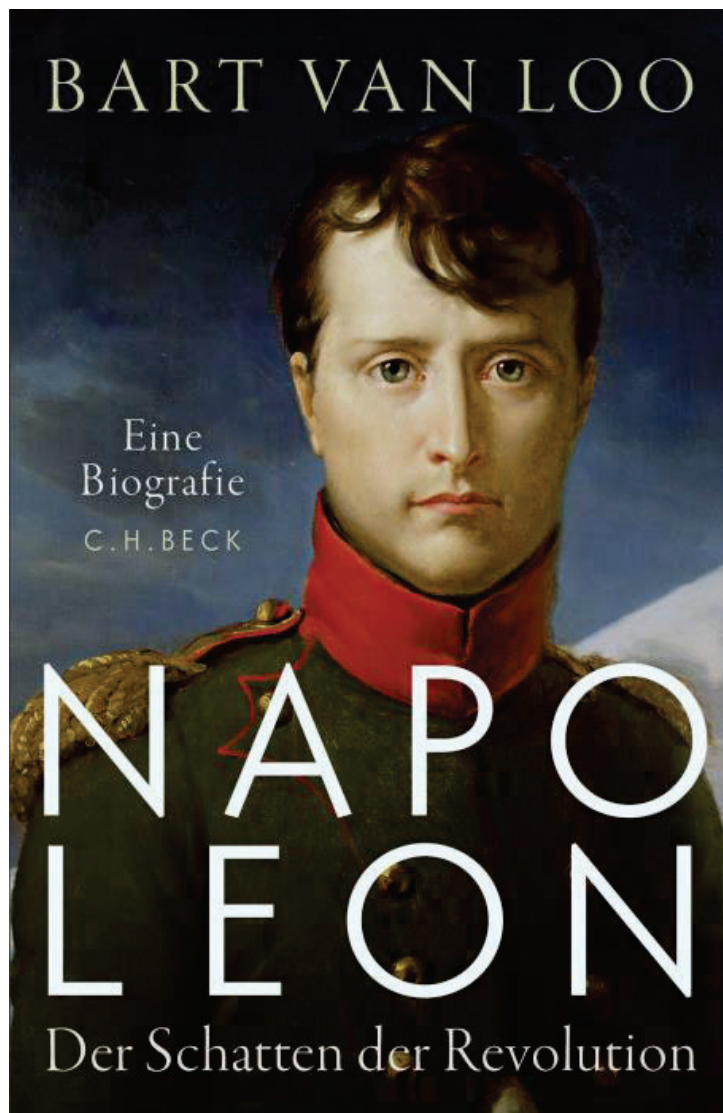


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Bart van Loo**  
**Napoleon**

Der Schatten der Revolution – Eine Biographie

2026. 677 S., mit 35 farbigen Abbildungen und 2 Karten  
ISBN 978-3-406-84962-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40729206>

Bart Van Loo  
*Napoleon*



*Bart Van Loo*

# *Napoleon*

**Der Schatten der Revolution**

Eine Biografie

*Aus dem Niederländischen  
von Bärbel Jänicke*

*C.H.Beck*

Titel der niederländischen Originalausgabe:  
«Napoleon. De schaduw van de revolutie»  
Copyright © 2014 Bart Van Loo  
Zuerst veröffentlicht bei De Bezige Bij, Amsterdam  
Die Übersetzung folgt der 18., überarbeiteten und erweiterten Auflage 2023

Die deutsche Ausgabe erscheint mit Unterstützung  
von Flanders Literature ([www.flandersliterature.be](http://www.flandersliterature.be)).



Die Arbeit der Übersetzerin an diesem Buch wurde  
dankenswerterweise vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Lektorat: Friederike Mayer-Lindenberg

Mit 35 farbigen Abbildungen und 2 Karten

Für die deutsche Ausgabe:  
© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026  
Wilhelmstraße 9, 80801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)  
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.  
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks  
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.  
[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Umschlagabbildung: Napoleon Bonaparte, Erster Konsul.  
Gemälde von Gérard François, 1803.

© Musée Condé, Chantilly/Bridgeman Images  
Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN Buch 978 3 406 84962 6

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)  
[produksicherheit.beck.de](http://produksicherheit.beck.de)

*Für Clémence*



**«Komm nun, Leser,  
überquere den Fluss aus Blut,  
der für immer die alte Welt,  
in der du geboren wurdest, von der neuen Welt trennt,  
an deren Eingang du sterben wirst.»**

*François-René de Chateaubriand,  
Erinnerungen von jenseits des Grabes*

**«Marschieret ihr den Ideen  
eures Jahrhunderts voran,  
folgen und unterstützen euch diese Ideen.  
Lauft ihr ihnen hinterher,  
reißen sie euch mit.  
Geht ihr gegen sie an,  
schmettern sie euch nieder.»**

*Napoleon*

**«Vielleicht  
ist dieses Buch,  
das fälschlicherweise, bloß scheinbar,  
der Vergangenheit zugewendet ist,  
von mir aus gesehen eine einzige große Frage  
nach der Zukunft.»**

*Louis Aragon,  
Die Karwoche*



# *Inhalt*

*Prolog* 11

- I** *Vom Flüchtling zum Gefangenen* 25
1. Der Sturz Napoleone Buonapartes 27
  2. Der Sturz der Bastille 38
  3. Der Sturz der Monarchie 59
  4. Der Sturz Robespierres 118
- II** *Vom Gefangenen zum Deserteur* 169
1. Retter des Vaterlandes 171
  2. Der betrogene italienische Held 199
  3. Der orientalische Antiheld 230
- III** *Vom Deserteur zum Despoten* 263
1. Falsche Republik 265
  2. Unverfälschtes Kaiserreich 306
- IV** *Vom Despoten zum Ausgestoßenen* 359
1. Napoleon der Eroberer 361
  2. Tanzen am Abgrund 410
  3. Der Sturz Napoleon Bonapartes 453

**V** *Vom Ausgestoßenen zum mythischen  
Helden* 509

1. Hundert Tage Wiederauferstehung 511
2. Propagandist bis zum letzten Atemzug 548

*Epilog* 571

*Zehn Jahre danach* 603

*Anhang*

- Frankreich 1789 615  
Zeittafel 616  
Bibliografie 622  
Gedruckte Quellen und Darstellungen 632  
Anmerkungen 640  
Bild- und Kartennachweis 670  
Personenregister 671

# *Prolog*

**«Wer könnte je Napoleon deuten,  
schildern oder verstehen?»**

*Honoré de Balzac,  
Zweite Frauenstudie*



Ob ich in den Archiven des Standesamts stöbern dürfe?

Ich musste meine Frage wiederholen, und dann ... Stille. Schließlich entschied sich der Gemeindebeamte, die kleine Rotznase doch hereinzulassen. Er fand es wohl ganz amüsan. Ich war zwölf und wollte unbedingt meinen Stammbaum zusammenstellen. Das lief wie geschmiert, bis ich in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts landete.

«Ist das Französisch?», fragte ich. Der Gemeindebeamte nickte. «Du deuxième jour du mois de frimaire l'an dix de la République française», las ich stockend und holprig.

«Heute ist der zweite *Frimaire* des Jahres zehn der Französischen Republik», übersetzte er über meine Schulter hinweg. Das bedeutete, dass Jozef Van Loo, hier auf Französisch *Joseph* genannt, der Vater meines Ururgroßvaters, am 23. November 1801 in Heist-op-den-Berg zur Welt gekommen war. «À deux heures de relevée» – um zwei Uhr mittags.

Zu Hause schlug ich in einer Enzyklopädie nach, was es mit diesem Revolutionskalender auf sich hatte, wo die alternative Zeitrechnung mit anderen Namen für Tage und Monate herührte, und fand heraus, warum das Französische plötzlich das Niederländische ersetzte. Wie sich herausstellte, hatten uns die Franzosen die Einführung von Personenstandsregistern auferlegt, und mir damit erst die Möglichkeit verschafft, meinem Hobby nachzugehen. Ein gewisser Napoleon Bonaparte war 1801 nicht nur in Frankreich der große Staatenlenker, sondern auch bei uns, hier im Département der beiden Nethen (Département des Deux-

Nèthes). Wer war dieser Mann? Ich blätterte noch eine Weile in der Enzyklopädie, schob aber das Thema Bonaparte beiseite, um mich ganz meiner Leidenschaft für Genealogie zu widmen.

An diese erste Begegnung mit Napoleon musste ich denken, als ich mehr als fünfundzwanzig Jahre später – begleitet von einem Führer, den ich eigens für mich engagiert hatte – durch die endlosen Gänge des Musée de l'Armée in Paris streifte. Er zeigte mir den Harnisch von Franz I., der die Italiener 1515 vernichtend geschlagen hatte, und das Rückenteil des Brustpanzers von General Turenne, der für Ludwig XIV. so viele Schlachten gewonnen hatte. Die Franzosen sehen die Geschichte offenbar mit anderen Augen als wir. Von Kindesbeinen an wird ihnen das Selbstbild einer dominanten und machtvollen Nation vermittelt.

Am Ende jedes Jahrhunderts konnte es sich mein Führer nicht verkneifen, lakonisch «au suivant» zu sagen, «das nächste». So ging es weiter, von einem Saal zum nächsten, von einer Schlacht zur nächsten. In meinem Kopf hallte Brels existenzieller Ausruf aus dem Jahr 1964 wider: «C'est la voix des nations et c'est la voix du sang / Au suivant au suivant.» Die Stimme des Vaterlandes und die Stimme des Blutes wiesen den Weg zur Abteilung über die Napoleonischen Kriege, die schon für sich genommen ein ganzes Gebäude hätten füllen können. Im Vergleich zu den Millionen Menschenleben, die Napoleons Feldzüge gekostet haben, wirkte die Zahl der Kriegsoffer aus früheren Jahrhunderten geradezu unbedeutend.

Als blutjunger Familienhistoriker habe ich damals entdeckt, dass der Schwager meines Ururgroßvaters mütterlicherseits 1814 nach siebzehn Monaten Dienst aus der kaiserlichen Armee desertiert war. Ein einziger Besuch in diesem Museum genügte, um zu erkennen, dass ich zweifellos dasselbe getan hätte. Wer war dieser Kerl, der das Leben mindestens *eines* meiner Vorfahren und das unzähliger anderer Europäer aus den Angeln gehoben hatte?

## *Prolog*

Brels Worte erklangen weiter in meinem Kopf. «Ce ne fut pas Waterloo mais ce ne fut pas Arcole / Ce fut l'heure où l'on regrette d'avoir manqué l'école.»<sup>1</sup> Während meiner Schulzeit hatte ich zwar selten gefehlt, doch von dieser Geschichte hatte ich kaum etwas mitbekommen. Wir gingen weiter, vorbei an den Gemälden, die die Schlacht an der Brücke von Arcole darstellen, bis hin zu zerfetzten Flaggen, die von der endgültigen Niederlage auf einem sumpfigen Feld in Belgien zeugen: Die Gesten des Führers wurden ausladender, seine Geschichten schillernder und weit-schweifiger.

Generationen von Franzosen mussten Napoleons Schlachten in einer Art Abzählreim auswendig lernen. Mein etwas älterer Führer gehörte eindeutig auch noch zu dieser Kategorie. Mühelos spulte er sie herunter: Toulon, Montenotte, Lodi, Arcole, Rivoli, Pyramiden, Abukir, Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena, Auerstedt, Eylau, Friedland, Essling (Aspern), Wagram, Moskwa, Leipzig, Brienne, Quatre-Bras und Waterloo. Im Laufe der Zeit verlor der Geschichtsunterricht in Frankreich seine militärische Prägung, und mittlerweile marschiert Napoleons Armee längst nicht mehr endlos durch ungezählte Klassenzimmer. Ein jüngerer Reiseführer könnte wohl nicht mehr mit ihm mithalten, und vielleicht wäre das auch gar nicht schlimm. So viel Waffengeklirre macht einen ganz schwindelig. Ich bedankte mich bei ihm und eilte zu meiner Freundin, mit der ich mich im Dôme des Invalides verabredet hatte.

Sie saß auf einer Bank und las einen Roman von Honoré de Balzac. Dieses Bild katapultierte mich zwanzig Jahre zurück in die Zeit, als ich in Caen einige Monate französische Literatur studiert hatte. In der Normandie habe ich mein Herz an die Romankunst des 19. Jahrhunderts verloren, und Balzac war meine erste große literarische Liebe. Je mehr ich von ihm las, desto häufiger stieß ich

auf Napoleon. Wie so viele seiner Zeitgenossen wollte der junge Balzac so werden wie er. Auf einem kleinen Altar in seiner Wohnung in der Rue Cassini hatte der Schriftsteller eine kleine Statue von Napoleon mit folgender Inschrift aufgestellt: «Was er mit dem Schwert begonnen hat, werde ich mit der Feder vollenden.»<sup>2</sup> In seinem monumentalen Romanwerk *La Comédie humaine* würde Balzac tatsächlich die ganze Welt erfassen und seinen Jugendtraum in gewissem Sinne verwirklichen.

«Das liest sich wunderbar», sagte meine Freundin, als sie mich endlich bemerkte, «aber ehrlich gesagt liegt mir Alexandre Dumas doch noch mehr.» Ich war nicht überrascht, denn ich kannte ihre Vorliebe. Ich setzte mich neben sie, während sie weiterlas.

Dumas gehörte auch zu den Autoren, die ich damals in Caen verschlungen habe. Der Großmeister des Lesevergnügens. *Die drei Musketiere*. «Einer für alle, alle für einen.» *Der Graf von Monte Christo*. Auch in Dumas' Werk spielt Napoleon eine bedeutende Rolle. Mit seiner mitreißenden Mischung aus Fantasie und Historie hatte er Bonaparte in einem mehrteiligen Romanzyklus zum Leben erweckt. Außerdem war sein Vater General in der napoleonischen Armee gewesen. Eines Tages hatte dieser allerdings die Frechheit besessen zu sagen, dass er «nicht unter dem Befehl eines einzigen Mannes, sondern unter dem Befehl Frankreichs» stehe. Wenig später wurde er aus der Armee entlassen. Der Sohn wollte seinen Vater rächen, indem er Frankreich eroberte, nicht mit dem Schwert, sondern mit der Feder.

Balzac und Dumas: derselbe Geburtsschrei beim Eintritt in die literarische Welt und zwei außergewöhnliche Karrieren. Dumas sollte zum Bonaparte der Literatur werden: abenteuerlustig, schnell, mitreißend, beliebt. Balzac zum Napoleon des Romans: ehrgeizig, arrogant, imperialistisch, gefürchtet.

Während neben mir die Seiten raschelten, musste ich an die lange Autofahrt zurückdenken, die mich 1994 von Caen zurück

nach Antwerpen gebracht hatte. Wie ich mir vorgestellt hatte, die Grande Armée durch die Felder der Picardie marschieren zu sehen. Wie ich insgeheim davon geträumt hatte, auf Napoleons Spuren halb Europa zu durchqueren. Von Toulon bis Waterloo tapfer die ganzen Schlachtfelder zu durchschreiten und schließlich auf einem Hügel neben einem gusseisernen Löwen die berühmtesten Verse von Victor Hugo zu skandieren: «Waterloo, Waterloo! still liegst du jetzt und träumend / Im weiten Kessel, dem die Woge überschäumend / Mit wildem Sprung entquoll! In diesem grünen Tal / Hielt der gefräßige Tod ein fürchterliches Mahl.»<sup>3</sup>

Wer war eigentlich dieser Mann, der meine Lieblingsautoren so sehr beeinflusst hat? Bei der Lektüre von Dumas, Balzac und Hugo hatte ich mir diese Frage unzählige Male gestellt, doch immer wieder schob ich die ganze Napoleon-Saga vor mir her, um mich an der Literatur des 19. Jahrhunderts zu laben. Und so kam es, dass ich letztendlich nicht ihm, sondern diesen Schriftstellern nachreiste. Für mein Buch *Parijs retour (Paris hin und zurück)*<sup>4</sup> durchquerte ich mit einem Stapel Romane als Kompass Frankreich und schlich mich in die Kulissen meiner Lieblingswerke hinein. Unterwegs und beim Schreiben des Buchs kreuzte Bonaparte immer wieder meinen Weg. Und das setzte sich auch bei meinen späteren literarischen Projekten fort. In *Als kook in Frankrijk (Als Koch in Frankreich)*<sup>5</sup> erschien er als gastronomischer Sonderling und in *O vermiljoenen spleet! (Oh zinnoberroter Schlitz! Eine Geschichte der Erotik und Pornografie)*<sup>6</sup> als Zensor. Er tauchte auf und ich dachte: Ah, da ist er wieder, streifte ihn flüchtig und ließ ihn ansonsten links liegen. Dieses augenscheinliche Desinteresse kümmerte ihn wenig, denn immer wieder drängte er sich in den Vordergrund. Eines Tages begriff ich, dass diese Hartnäckigkeit nur logisch war. Das Französische, die Literatur, die Geschichte: Alles deutete darauf hin, dass es mir vorbestimmt war, irgendwann einmal mit Napoleon die Klingen zu kreuzen.

Meine Französin schlug ihr Buch zu und sah mich mit leicht geneigtem Kopf an. Sie wusste, dass ich mich schon seit geraumer Zeit mit Herrn Bonaparte befasste, und hin und wieder versuchte sie, mich zu warnen. In ihrem Land liefen schon genug Bonapartisten herum, die nur in wohlgesetzten salbungsvollen Phrasen über den Kaiser sprechen konnten. Ob ich mich noch daran erinnerte, wie wir uns *La Conversation* von Jean d'Ormesson angesehen hatten? Natürlich erinnerte ich mich noch daran: ein imaginäres Gespräch zwischen Napoleon und seiner juristischen rechten Hand Cambacérès, aufgeführt im Théâtre du Petit Montparnasse. «Eine schöne Geschichtsstunde in Dialogform», nickte sie, «aber so frei von jeglicher Kritik, dass sich am Ende alle in einer Art nationaler Euphorie erhoben, um zu applaudieren.»

Unerschrocken fuhr sie fort und verwies auf das *Dictionnaire amoureux de Napoléon* (2012) von Jean Tulard. Darauf, dass es doch merkwürdig sei, dass einer der größten Napoleon-Spezialisten ein enthusiastisches Wörterbuch über einen Massenmörder geschrieben und es gewagt hatte, dieses Werk mit den Worten «Vive l'Empereur!» zu beenden. Dass ich mich von einem solchen Diskurs bloß meilenweit fernhalten solle. Keine Verherrlichung!

Ich nickte, gab ihr aber zu verstehen, dass ich mein Buch auch nicht mit dem Messer zwischen den Zähnen schreiben wolle. Ein tendenziöses Pamphlet, das Napoleon auf jeder Seite nieder machte, wäre auf Dauer ebenso ermüdend wie hagiografische Lyrik. Ich wollte einen Versuch wagen, den wahren Napoleon Bonaparte zu beschreiben, indem ich mich dem Mann durch die Pforte der großen Geschichte näherte und hinter dem zwiespältigen Bild des mythischen Helden und der historischen Figur nach dem Menschen aus Fleisch und Blut suchte: seinen Fehlritten, Verbrechen und Erfolgen, aber auch seinen Zweifeln, Lieben, Krankheiten und Depressionen. Und seiner Hybris natürlich, dieser maßlosen Geltungssucht. Das bemerkenswerte Schicksal eines

unermüdlich ehrgeizigen Provinzlers, der in die Metropole seines Mutterlandes zog, um seinen Traum zu verwirklichen. Ein nachvollziehbares Bestreben, das in einen erschreckenden Größenwahn mündete. Konnte uns seine inspirierende Kraft wie auch seine jämmerliche Entgleisung nichts über die *condition humaine*, die menschliche Unzulänglichkeit, lehren? Konnte es nicht läuternd sein, die Tragik eines Mannes zu ergründen, der glaubte, den Lauf der Dinge ändern zu können?

«Pass bloß auf», sagte sie. «Bevor du dich versiehst, wirst du von diesem Korsen verschlungen. Er hat schon die Hälfte unserer Geschichte vertilgt.» Sie zeigte auf die Krypta hinter uns. Unten stand ein prächtiges Mausoleum aus Porphyr. «Um sicherzugehen, dass er der Welt nach seinem Tod nie wieder zur Last fallen kann, haben sie seine sterblichen Überreste in verschiedenen Särgen aufbewahrt. Hier sein Herz, dort seinen Magen, anderswo seine Beine. Ihr Plan ist nicht aufgegangen: Er bleibt allgegenwärtig.»

Im Jahr 2013 durchsuchte Steven Skiena, ein amerikanischer Professor für Informatik und Softwareingenieur bei Google, mittels Algorithmen das Internet, um eine Liste der einflussreichsten Persönlichkeiten der Geschichte zu erstellen. Napoleon landete nach diesem Test auf Platz zwei, hinter Jesus, aber vor Mohammed, Shakespeare, Aristoteles, Alexander dem Großen und Hitler.

Napoleons Einfluss ist ebenso unbestreitbar wie ambivalent. Einerseits war er ein blutrünstiger General und «Usurpator»,<sup>7</sup> andererseits Förderer der schönen Künste und Vater der modernen Gesetzgebung. Was ist Geschichte? Was ist Fiktion? Wo endet das Leben und wo beginnt die Legende? Die Geschichte ist «eine Fabel, auf die man sich geeinigt hat»,<sup>8</sup> sagte Napoleon, der selbst alles getan hat, um dem Mythos auf die Sprünge zu helfen. Seine kolossalen, Emmanuel de Las Cases diktierten Memoiren, das sogenannte *Mémorial de Sainte-Hélène*, ist ein Musterbeispiel gran-

dioser Rhetorik. Der Untertitel dieses Buches, das zu einem der wichtigsten Werke der Literatur des 19. Jahrhunderts werden sollte, hätte lauten können: *Ein Mann schafft seine eigene Legende*.

Die Zahl der Bücher, die über den Korsen geschrieben wurden, ist schier unermesslich. Nur Jesus Christus dürfte sich einer größeren Anzahl ihm gewidmeter Titel erfreuen. Die Bandbreite der Schriften über Napoleon reicht von blinder Verehrung und epischer Heroisierung über subtilen Skeptizismus bis hin zu grober Diffamierung. Auch hier wieder Ambivalenz pur. Richard Whately schrieb bereits 1819 – Napoleon saß zu diesem Zeitpunkt seit vier Jahren auf St. Helena fest, und seine Memoiren sollten erst vier Jahre später erscheinen – ein Büchlein mit dem vielsagenden Titel *Historic Doubts Relative to Napoleon Buonaparte*, in dem er sich fragt, ob sich die Existenz des großen Helden überhaupt nachweisen lasse.

In der unüberschaubaren Napoleon-Bibliothek wird kein Detail außer Acht gelassen: das Pferd, das er in Marengo ritt, die Kutsche, mit der er vom Schlachtfeld von Waterloo floh, die genauen Umstände seines Todes ... Möchten Sie wissen, was der Kaiser vor genau zweihundert Jahren getan hat? Dann tauchen Sie in *Napoléon au jour le jour* von Jean Tulard und Louis Garros ein. Dort können Sie beispielsweise erfahren, dass er am 4. Juni 1814 an einem Tanzabend auf dem britischen Schiff *Curaçao* teilgenommen hat, das im Hafen von Portoferraio auf Elba vor Anker lag.

Wir werden überschüttet mit all den verfügbaren Informationen über Napoleon. Aber fragen Sie mal jemanden: «Welches Buch über Napoleon haben Sie zuletzt gelesen?», und Sie werden feststellen, dass diese Frage öfter unbeantwortet bleibt als gedacht. Es scheint, als verfolge eine Schar von Napoleon-Begeisterten zwar eifrig alles, was erscheint, während der größte Teil der unzähligen Bücher – von wenigen Ausnahmen einmal abgesehen – aber kaum Leser fände.<sup>9</sup> Gibt es womöglich mehr Bücher als Leser?

## *Prolog*

Anno 2014 ist Napoleon allgegenwärtig, vor allem als Süßigkeit, Likör, Cognac oder Videospiel. Suchen Sie einmal nach *Napoleon Games* im Netz, und sie werden feststellen, dass dieser Name in Flandern auf den Trikots von Querfeldein-Radfahrern zu finden ist, die auf schlammigen Wegen – einer modernen Version des Schlachtfelds – unterwegs sind, und dank der Magie des Fernsehens auch in alle Wohnzimmer gelangt. Der Korse ist buchstäblich zu einer Marke geworden, zu einem Namen, den jeder kennt, der aber, weil er ständig auftaucht, immer hohler klingt. Er ist zu einer Reihe von Stichworten verkommen, mit denen man in *De Slimste Mens (ter Wereld)*, einem belgischen Fernsehquiz, ein paar Sekunden hinzugewinnen kann: Waterloo, kleiner Kaiser, Hand in der Weste, Zweispitz. Napoleon Bonaparte ist große Geschichte, zu einer Silhouette erstarrt.

Das mag man bedauern, man muss sich aber auch eingestehen, dass es alles andere als leicht ist, Napoleons Werdegang nachzuzeichnen und seinen Einfluss zu durchschauen. Dafür gibt es nur eine Lösung: Man setzt sich an seinen Schreibtisch und gräbt sich einen Weg durch die Napoleon-Bibliothek. Man versucht, sich ein Bild von dem Mann zu machen, der an einem bedeutenden Wendepunkt der europäischen Geschichte eine entscheidende Rolle gespielt hat. Man rekonstruiert diese Geschichte Schritt für Schritt, erweckt Zeile für Zeile einen Mann und eine Epoche zum Leben.

Diesen Versuch wollte ich wagen. Dafür musste ich allerdings erst noch einen Ausgangspunkt finden. Um mich nicht in einem Sumpf endloser Einzelheiten zu verlieren, bedurfte ich unbedingt eines Blickwinkels, eines Kompasses, der mich durch den napoleonischen Dschungel führen würde.

Um sich nach dem Anblick des in ihren Augen grässlich monumentalen Mausoleums eine ästhetische Entspannung zu gönnen, wollte meine Freundin das nahe gelegene Musée Rodin besuchen.

Auf dem Weg dorthin sah ich den Schauspieler Jean-François Balmer über den Boulevard des Invalides schlendern. Ich hatte gerade den zweiteiligen Film *La Révolution française* (Robert Enrico/Richard T. Heffron) gesehen und Balmer darin als Ludwig XVI. sehr beeindruckend gefunden. Das wollte ich ihn gerne wissen lassen, war mir aber nicht ganz sicher, ob er es wirklich war. Außerdem war mir sein Name kurzzeitig entfallen. Also blieb mir nur eine Option.

«C'est vous Louis XVI?», riskierte ich, ihn zu fragen. Der Franzose sah mich erstaunt an. So als müsse er selbst erst herausfinden, wer er in seinem Leben alles gewesen war. Mit einem freundlichen Lächeln antwortete er schließlich: «Oui, c'est moi.» Meine Freundin konnte es nicht fassen. Dass ich ausgerechnet nach einem Besuch am Grab des sorgfältig in Stücke zerlegten Napoleon dem von seinem Volk enthaupteten Ludwig XVI. über den Weg laufen musste.

Ich selbst fand diese Begegnung nicht so zufällig. Mir war von Anfang an klar, dass ich nicht direkt zu Bonaparte vordringen konnte. Deshalb hatte ich einen großen Bogen um ihn gemacht und mich – nennen wir es ruhig eine Vermeidungsstrategie – auf die Französische Revolution gestürzt. Und was stellte sich heraus? Gerade weil ich ihm auf diese Weise aus dem Weg gegangen war, sollte ich Napoleon auf die Spur kommen.

Bonaparte wuchs in einer der spannendsten und turbulentesten Phasen der abendländischen Geschichte auf. Als die Französische Revolution ausbrach, war er neunzehn. Während die alte Welt von einem Lavastrom von Neuerungseifer und Gewalt überschwemmt wurde, war er Soldat in der französischen Armee und träumte auf Korsika von Ruhm. Als sich der aufgewirbelte Staub Jahre später legte, waren die meisten Hauptakteure tot oder verbannt, und die Zeit seines Aufstiegs begann. Der Schatten der Revolution sollte fortan über all seinem Handeln liegen.

## *Prolog*

Beim Durchforsten der Napoleon-Literatur wurde ich, was diese Schlüsselperiode anbetraf, nicht recht fündig; in den meisten Büchern über die Französische Revolution suchte ich vergebens nach eingehenden Betrachtungen über Bonaparte. Um zu verstehen, wer Bonaparte geworden ist, wollte ich herausarbeiten, welche Wechselwirkungen zwischen dem Korsen und der Revolution bestanden. Ich fragte mich, wie es ihm gelungen war, das französische Volk davon zu überzeugen, dass er der Mann war, auf den alle gewartet hatten. Wie er es in diesem Chaos aus Anarchie und Königshass geschafft hatte, den jahrhundertealten französischen Kult des großen Führers, der Autorität, mit der Liebe zur Kultur zu verbinden. Ich wollte herausfinden, ob Napoleon die Große Umwälzung beendet, vollendet oder zunichtegemacht hat. Oder war er letztendlich nur ein blasser Schatten der Revolution?

Meine Recherchen waren lehrreich. Das große Abenteuer der Guillotine und Menschenrechte wirft ein helles Licht auf die Gestalt Napoleon Bonapartes und gibt eine Erklärung für seinen späteren Untergang. Der Werdegang des Korsen liefert zudem einen aufschlussreichen Kommentar zu den Ereignissen, die Frankreich und Europa ab 1789 über Jahre hinweg in ihrem Bann hielten.

Vielleicht ist es auch interessant, den Blick auf einen revolutionären Wendepunkt zu richten, weil wir heute erneut das Gefühl haben, auf einem brodelnden Vulkan kurz vor dem Ausbruch zu leben. Womöglich kommt schon bald die gefährliche Idee wieder auf, die Rettung könne allein in den Händen eines starken Mannes liegen.

Balmer begleitete uns bis zum Eingang des Musée Rodin. Er konnte gar nicht aufhören, über seine Filmrolle zu sprechen. Darüber, wie er als Ludwig XVI. vierzehnmal aufs Schafott steigen

## *Prolog*

musste. Wie Robespierre – nun ja, der Schauspieler, der die Rolle spielte – dabei amüsiert zugesehen habe. Als er einen Moment lang Luft holte, sagte ich hastig, dass von Bonaparte in dem Film keine Spur zu finden sei. Er seufzte und meinte, dass dem Korse bereits zu viele Bücher und Filme gewidmet worden seien. Es gebe nur *ein* wahres Thema: die Revolution!

Dann verbeugte sich der König und verschwand um die Ecke. In der Leere, die er hinterließ, erschien in der Ferne die goldene Kuppel des Invalidendoms, die gewaltige Krone auf Napoleons Grab. Ich wusste, was ich zu tun hatte.

*Bart Van Loo*



# *Vom Flüchtling zum Gefangenen*

**«Ein unbekannter Buonaparte  
geht dem großen Napoleon voraus.»<sup>1</sup>**

*François-René de Chateaubriand,  
Erinnerungen von jenseits des Grabes*



## 1.

### Der Sturz Napoleone Buonapartes

11. Juni 1793. Im Mondenschein gleitet ein kleines Boot voller Flüchtlinge über das Wasser. Der Scirocco weht heiße, trockene Luft aus der Sahara herüber. Während Napoleone die Bilder von der Plünderung und Brandstiftung seines Elternhauses und der panischen Flucht über staubige Straßen aus seinem Kopf zu vertreiben versucht, schrumpft Korsika zu einem immer kleiner werdenden Punkt am Horizont zusammen. Er begreift, dass sie Armut erwartet, und dass er die Ursache allen Unheils ist.

Das alles hatte mit seinem Vater begonnen – einem Helden, dessen Ruhm schnell verblasste. Zunächst zog Carlo Buonaparte mit General Pascal Paoli gegen die Franzosen in den Krieg, denen dank des mit der Republik Genua geschlossenen Vertrags von Versailles am 15. Mai 1768 Korsika in die Hände gefallen war. Der entbehrungsreiche Kampf in den korsischen Bergen war nicht umsonst. Paoli besiegte die Franzosen. Trompetenschall und Ehrenspalier, doch nur wenige Monate darauf folgte die Ernüchterung. Gegen die zweite Ladung Franzosen war kein Kraut gewachsen; Korsikas Nationalheld Paoli verließ blitzschnell die Insel. Die junge Familie Buonaparte stand nun vor einem Dilemma: Sollte sie ehrenhaft mit einem Leben in Armut vorliebnehmen oder der Versuchung der Kollaboration nachgeben? Die Franzosen boten korsischen Adligen, die zu ihnen überliefen, Schutz, und Vater Carlo zögerte daher auch nicht lange. Er sammelte Dokumente und Bescheinigungen, um das blaue Blut der Familie zu belegen, erwarb einen Adelstitel und sicherte sich die Protektion Frankreichs. Im Jahr 1769 prangte auf der Geburtsurkunde des

zweiten Sohnes der adelige Namenszusatz: Napoleone di Buona-  
parte.

Mutter Letizia Ramolino war fünfzehn, als sie ihr erstes Kind zur Welt brachte. Mit dreißig war sie von fünf Jungen und drei Mädchen umringt. 1793 war sie zweiundvierzig, aber immer noch eine Frau, die sich nicht über mangelnde Aufmerksamkeit beklagen konnte. Louis Charles René de Marbeuf, französischer Gouverneur auf Korsika, erlag vom ersten Moment an ihrem Charme. Letizias opportunistischer Ehemann, der sich Marbeufs Bedeutung durchaus bewusst war, entschied sich, dessen Avancen geflissentlich zu übersehen. Ihre eifrige Kollaboration verschaffte Carlo eine Audienz bei Ludwig XVI., der ihn für zehn Jahre treue Dienste belohnte und die Schulkosten der beiden ältesten Söhne und der Tochter Elisa übernahm.

Während Letizia den Blick nicht von Korsika lösen kann, das als Punkt am Horizont entschwindet, kehrt der dreiundzwanzigjährige Napoleone seinem früheren Heimatland den Rücken zu. Sein Blick ist auf das bisher so verachtete Frankreich gerichtet. Auf Korsika hat er seine Zukunft gesehen, daran hat er nie gezweifelt, dafür hat er alles geopfert. Für diese verdammte Insel hat er seine Pflicht versäumt, seine Karriere aufs Spiel gesetzt. Und was ist das Ergebnis? Ein einziges Fiasko. Von seinen Landsleuten gehasst, als Verräter geschmäht, flieht er wie ein Dieb in der Nacht, während der Familienbesitz in Rauch aufgeht.

*«Als das Vaterland zugrunde ging,  
ward ich geboren»*

Wie unglücklich war er doch als kleiner Junge in diesem fernen Frankreich gewesen! Zehn Jahre alt, noch grün hinter den Ohren, aber die militärische Hoffnung der Familie. Gemeinsam mit sei-

nem älteren Bruder hatte man ihn in die Fremde geschickt, und dann wurden sie auch noch getrennt. Joseph weinte bitterlich, er hingegen hielt sich tapfer und vergoss nur eine einzige Träne. Abbé Simon meinte später, «diese vereinzelt Träne habe mehr Schmerz verraten als ein leidenschaftlicher Gefühlsausbruch».<sup>1</sup>

Er landete in einem Collège in Autun, im Herzen Burgunds, wo ein gewisser Bischof Marbeuf, zufällig ein Verwandter ihres Schutzpatrons von Korsika, das Sagen hatte. Dieser Mann, dessen Name Napoleone auf seiner Brigg im Mittelmeer wohl noch wenig sagte, war der Vorgänger eines gewissen Talleyrand, eines berühmten Prälaten und zweifellos einer der außergewöhnlichsten Persönlichkeiten, denen er im Laufe seines Lebens begegnen würde.

Napoleone, der nur Korsisch sprach, musste innerhalb von drei Monaten Französisch lernen, was ihm nicht leichtfiel. Schließlich plapperte er ein Kauderwelsch, das ihm während seiner fünfjährigen militärischen Ausbildung in Brienne, wohin er nach einigen Monaten in Autun umzog, Sticheleien und Hohn einbrachte. Auch sein italienischer Akzent wurde belächelt. Und dann noch dieser Name: Napoleone. Niemand in Frankreich hatte je von einem solchen Namen gehört. Seine Kommilitonen verballhornten *Napoleoné*, wie er selbst seinen Namen aussprach, zu *La-paille-au-nez*: «Der Strohalm in der Nase» (was so viel bedeutet wie «jemand, der ungerechtfertigt eine Chance erhält»).

Die Söhne wohlhabender Markgrafen und Herzöge machten ihm als korsischem Stipendiaten das Leben schwer. Er zog sich in sein Zimmer zurück, verschlang ein Buch nach dem anderen und füllte Hefte mit den Zusammenfassungen seiner Lektüreerfahrungen. Eines Tages notierte er am Rand seines Geografiebuchs die Worte: «St. Helena, kleine Insel.» Es waren Jahre der Tristesse und der Einsamkeit, aber auch der wachsenden Entschlossenheit.

Seinen Vater kümmerte das wenig, er war froh, nicht für seinen Unterhalt aufkommen zu müssen. Gleiches galt für *Maman*,

die für die Versorgung von acht Kindern täglich jeden Sous zweimal umdrehen musste. Dann schlug das Schicksal zu. Napoleones Vater starb im Alter von achtunddreißig Jahren an den Folgen eines Magenkarzinoms. Die Autopsie ließ keinen Zweifel: «An der unteren Öffnung des Magens befand sich ein Tumor vom Umfang einer großen Kartoffel oder einer länglichen Winterbirne.»<sup>2</sup> Wer Napoleones Ende kennt, kommt unweigerlich zu dem Schluss, dass ein Mann – wie einzigartig sein Lebensweg auch sein mag – dem naturgegebenen Erbe seines Vaters kaum entkommen kann.

\*

Nachdem er sein Militärdiplom erworben hatte und am 3. November 1785 als Sekondeleutnant der Artillerie nach Valence versetzt worden war, erhielt er eine beeindruckende Reihe von Beurteilungen vom Militärdienst: September 1786 bis September 1787, November 1787 bis Juni 1788, September 1789 bis Februar 1791, September 1791 bis Mai 1792. Wann immer sich die Gelegenheit bot, machte sich der junge Offizier aus dem Staub. Sein Ziel? Immer wieder Korsika. In der vielleicht turbulentesten Phase der französischen Geschichte übte Buonaparte in sieben Jahren gerade einmal zweiunddreißig Monate lang den Beruf aus, für den Frankreich ihn dennoch entlohnte.

Als kolonialisierter Korse ließ er sich bereitwillig aushalten, während er auf den passenden Moment wartete, der französischen Herrschaft über Korsika den Garaus zu machen und seine offiziellen Mitbürger von der Insel zu verjagen. Leider gab es schon jemanden, der sich zum Verfechter der nationalen Sache Korsikas aufgeschwungen hatte. General Paoli, der Veteran, der schon seit Jahren im Londoner Exil lebte, galt vielen als der einzig mögliche Befreier. Napoleone griff daher auf eine Taktik zurück, die er noch öfter anwenden sollte: schmeicheln und Honig um den Mund

schmierer. Er versuchte, Paoli für sich zu gewinnen, um ihn als Sprungbrett zur Macht zu nutzen. Daran setzte er alles, und das war auch nötig, denn wer den Namen Buonaparte trug, hatte bei Paoli einen schweren Stand. Einmal Kollaborateur, immer Kollaborateur, daran bestand für den General kein Zweifel. Napoleone war allerdings zuversichtlich, den beliebten General doch noch umstimmen zu können.

Am 12. Juni 1789 sandte Sekondeleutnant Buonaparte einen bewundernden Brief an Paoli, dessen Worte wenig der Fantasie überließen. «General, als das Vaterland zugrunde ging, ward ich geboren. Dreißigtausend an unsere Küsten geworfene Franzosen, die den Thron der Freiheit mit Strömen des Bluts überschwemmten, das war das entsetzliche Schauspiel, das meine Augen zuerst erblickten. [...] Als Lohn für unsere Unterwerfung erwartete uns Knechtschaft. Unter dem dreifachen Joch der Militärgewalt, der Gesetze und der Steuern leben unsere Landsleute verachtet ... verachtet von denen, die die Macht und Verwaltung in Händen haben.»<sup>3</sup> Beflügelt von diesem Elan korsischen Patriotismus, bot er Paoli an, eine Geschichte der Insel zu schreiben. Doch der General traute dem aufdringlichen Autor in spe nicht über den Weg und ignorierte den Vorschlag, in der Überzeugung, dass es nicht Aufgabe eines zwanzigjährigen Grünschnabels sei, die Geschichte Korsikas zu schreiben.

Napoleone weigerte sich jedoch, sich von so viel Gegenwehr entmutigen zu lassen. Von Ajaccio aus nahm er Matteo Buttafoco ins Visier, Abgeordneter für Korsika im französischen Parlament, waschechter Royalist, Befürworter der Annexion durch Frankreich und folglich ein Feind Paolis. In einer hastig verfassten Schmähchrift zog er Buttafoco durch den Schmutz und scheute sich dabei nicht vor harten Worten. Er bezeichnete Aristokraten als «pergamentene Banditen» und Geistliche als «klösterliche Fakire», womit er sich nicht nur die Sympathie der französischen

Revolutionäre sicherte, sondern auch dem großen korsischen Führer in die Hände spielte. Doch Paoli zu schmeicheln, erwies sich als ebenso sinnlos wie der Versuch, sich der Schwerkraft zu widersetzen. Diesmal warf ihm der General übertriebene Voreingenommenheit vor.

Doch noch gab er sich nicht geschlagen. Als Paoli dank einer Intervention des Grafen von Mirabeau – des Libertins, Redners und Politikers, der 1789 an der *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* mitgewirkt hatte – im Juli 1790 nach Korsika zurückkehren durfte, gehörte Buonaparte zum Empfangskomitee und ließ in seiner Straße ein Transparent mit den Worten «Vive la nation! Vive Mirabeau! Vive Paoli!» aufhängen. Doch auch damit erzielte er nicht die gewünschte Wirkung.

Je weiter er sich an diesem 11. Juni 1793 von Korsika entfernt, desto stärker spürt er Hass in sich aufsteigen. Und der Vorrat an unangenehmen Erinnerungen ist noch lange nicht ausgeschöpft. Beschämt und stolz zugleich erinnert er sich an sein Auftreten als frischgebackener Oberstleutnant der Nationalgarde auf Korsika, der Streitmacht, die seit der Französischen Revolution jahrelang die Ordnung im Vaterland und damit auch auf Korsika aufrechtzuerhalten versuchte. Zwei Führungspositionen waren vakant. Napoleone wollte gerne eines dieser unbesoldeten Ämter übernehmen, musste aber offiziell gewählt werden. Der Buonaparte-Clan entführte einen ihnen weniger wohlgesinnten Regierungskommissar, um sich dessen Unterstützung zu sichern. Obwohl es nur 492 Wahlberechtigte gab, erhielt Napoleone 522 Stimmen. Das Fälschen von Wahlergebnissen sollte zu einer seiner Spezialdisziplinen werden.

Seine erste Amtshandlung als gewählter Anführer als überraschend zu bezeichnen, wäre ein Euphemismus. Er zog gegen die französischen Soldaten in der Zitadelle von Ajaccio in den Kampf. Oberst Maillard, der diensthabende Befehlshaber der französi-

schen Armee vor Ort, konnte kaum glauben, dass sich ein französischer Offizier derart gegen sein eigenes Vaterland wandte, und schickte einen erzürnten Bericht nach Paris. Napoleone drohte dort schwere strafrechtliche Verfolgung, doch auf der Insel kam eine solche Androhung einer Trophäe gleich, auf die man stolz sein konnte.

Paoli gab jedoch immer noch nicht nach. Buonaparte wurde plötzlich klar, dass er nicht mehr damit rechnen konnte, jemals die Gunst des alten Kriegers zu gewinnen. Hals über Kopf setzte er nach Frankreich über, das Österreich gerade den Krieg erklärt hatte. Hatte er Korsika aufgegeben und würde er nun bald an der Front mitkämpfen? Nichts dergleichen: Er wollte für seine Sache eintreten, und darüber hinaus sogar noch eine Beförderung zum Hauptmann erwirken. Unverfroren handelte er noch einen fünften Militärurlaub und obendrein einen Vorschuss auf seinen Sold aus. Kaum dass er das Geld in der Tasche hatte, machte sich der frischgebackene Hauptmann der französischen Armee auch schon wieder auf den Weg nach Korsika – mit Wut in den Fäusten und Rache im Sinn.

*«Dieses Land ist nichts für uns»*

Die Opposition gegen Paoli scharte sich um ihn. Nie würde er dieses Gefühl vergessen, es war eine Offenbarung. Ein Kreis von Getreuen, die ihm Treue schworen. Eine Gruppe von Anhängern, die versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen. Das war es, was er wollte, Menschen um sich vereinen: einen Clan, ein Bataillon, eine Armee. Auf Korsika lernte er, was es hieß, ein Anführer zu sein.

Er unterhielt eine Korrespondenz mit Christophe Saliceti, einem korsischen Abgeordneten im französischen Parlament während der ersten Revolutionsjahre. Saliceti hatte ihm von Paris

aus Schutz zugesagt. Als Gegenleistung informierte Buonaparte ihn über die dubiosen Machenschaften von Paoli, der gerade dabei war, Korsika an die Briten zu verschachern, zu denen er seit seiner Zeit im Exil gute Beziehungen unterhielt. Frankreich schickte Saliceti nach Korsika, um der Sache auf den Grund zu gehen, doch er wurde in der Provence aufgehalten.

Heute, auf dem Boot Richtung Festland, denkt Napoleone mit Zähneknirschen daran zurück, wie sein jüngerer Bruder Lucien mit einem Anti-Paoli-Pamphlet aus Frankreich Öl ins Feuer gegossen hat: «Generalleutnant Paoli, dem die französische Nation ihr Vertrauen geschenkt hat, [...] ist nicht der Beschützer des Volkes, sondern sein Tyrann [...] Paoli ist schuldig: Er will Herrscher des Departements sein und regiert wie ein Despot [...]. Überlasst seinen Kopf dem Schwert des Gesetzes.»<sup>4</sup> In den Worten des aufgewühlten Lucien ließ sich bereits das kalte Geräusch der Guillotine vernehmen.

Mit dieser heftigen Anschuldigung fasste Lucien den Groll des Buonaparte-Clans Paoli gegenüber zwar treffend zusammen, seinen Bruder brachte er damit jedoch in eine unangenehme Lage. Denn auf dem Festland als *Persona non grata* zu gelten, bedeutete nichts auf der Insel. Auf Korsika war Paoli immer noch beliebt, und er konnte sich der Unterstützung eines großen Teiles der Bevölkerung gewiss sein. In aller Eile schrieb Napoleone einen Brief an die französischen Politiker, um sie zu einer Revision ihrer Entscheidung zu bewegen, und lobte Paoli ein letztes Mal in den höchsten Tönen. Es galt, rasch zu handeln, denn der Volksheld wollte ihn nun so schnell wie möglich ausschalten.

Um Zeit zu gewinnen, drängte er auf eine sofortige Unterredung mit dem General. Vergebens, denn Paolis Truppen machten bereits Jagd auf den Buonaparte-Clan. Als Napoleone hörte, dass seine Mutter hatte fliehen müssen und ihr Elternhaus niedergebrannt worden war, geriet er außer sich vor Wut. Doch er war

machtlos. Einige Stunden später wurde er in Bocognano verhaftet, und seine Tage schienen gezählt.

Nie würde er vergessen, wie ein treuer Mitstreiter ihn darum bat, ihm kurz noch einen Besuch abzustatten zu dürfen. Gemeinsam versuchten sie zu fliehen, doch einer von Paolis Männern, ein gewisser Morelli, zog seine Waffe. Aus dem Augenwinkel sah Napoleone, wie Morellis Frau ihren Mann zurückhielt und ihn anflehte, sie zu verschonen. Diese wenigen Sekunden entschieden über sein Schicksal. Mit der Hilfe einiger Gefährten gelang ihm die gefährliche Flucht durch den Maquis, den korsischen Buschwald. Das endlose Umherirren in der Nacht, das Übernachten in einer Höhle, der mühsame Weg nach Ajaccio und schließlich das Verstecken bei Bürgermeister Jérôme Lévy, der ihn in einem Wandschrank verbarg, während ihm die Gendarmerie auf den Fersen war: Diese Art von Abenteuern war ganz nach seinem Geschmack. Nie verlor er seine Kaltblütigkeit, und seine Kräfte schienen sich unter diesen schwierigen Umständen geradewegs zu verdoppeln. Die Rolle, in die ihn die Umstände drängten, war ihm wie auf den Leib geschnitten. Kämpfen, ständig unterwegs sein, Menschen schmeicheln, sie bestechen oder töten.

Es musste nun schon eine Woche her sein, seit er seiner Familie mitgeteilt hatte, dass sie sich bereithalten sollten. «Questo paese non è per noi.»<sup>5</sup> Dieses Land ist nichts für uns.

Mit etwas Glück gelang es seiner Mutter und den Kindern, die Küste zu erreichen, wo die Familie mit dem Ziel Calvi an Bord ging. Es können nur wenige Stunden vergangen sein, seit sie Korsika verlassen haben. Er fühlt sich als Opfer der Vergangenheit. Das Scheitern seiner Korsika-Pläne zwingt ihn, seinen Blick auf Frankreich zu richten. Wie sein Vater ist er zum Überläufer geworden.

Am 24. Februar 1821, zweieinhalb Monate vor seinem Tod, geht

aus einem Gespräch mit General Bertrand, dem letzten seiner Getreuen, deutlich hervor, wie sehr der Groll gegenüber Korsika fortbestanden hat, ein Groll, den er von der einen Insel zu der anderen, von St. Helena zu seiner verfluchten Heimat, herüberwehen lässt: «Korsika ist für Frankreich nichts als ein Ärgernis, es ist eine Warze im Gesicht. [...] Choiseul sagte einmal: Wenn es möglich wäre, die Insel Korsika mit einem Stoß von Neptuns Dreizack im Meer zu versenken, wäre man sie gut los. Er hatte recht.»<sup>6</sup>

\*

In Toulon beobachtet der Hafenmeister durch sein Fernglas ein Schiff, das sich nähert. Der Wind zerreißt die Nebelschwaden und lässt die Brigg auf und ab schaukeln. Schließlich kann der Hafenmeister den Namen des Schiffes lesen. Das Hafенbuch liegt aufgeschlagen vor ihm. In der Spalte der ankommenden Schiffe notiert er: 13. Juni 1793, acht Uhr morgens, *Le Hasard*.

Beim Verlassen des «Zufalls» beschließt Napoleone Buonaparte, seinen Namen zu französisieren, seine Jugendjahre hinter sich zu lassen und sich zu einem französischen Patrioten und überzeugten Revolutionär zu wandeln. Dies erscheint ihm als der einzige Weg, um Ansehen und Reichtum zu erlangen. Er glaubt, unter einem guten Stern zu stehen, will seine Niederlage in einen Triumph umwandeln, aus der Demütigung neue und größere Chancen schöpfen. Buonaparte mag in den Jahren zuvor ein unbedeutender Offizier gewesen sein, der seine Zeit größtenteils auf Korsika verbrachte, doch während seiner Aufenthalte in Frankreich war er – wenn auch von der Seitenlinie aus – ein privilegierter Zeuge der Revolution gewesen, die das Land durchtobt hatte. Nun will er die Seitenlinie verlassen.

Sein Blick, als er am 13. Juni 1793 den Boden des französischen

Festlands betritt, gleicht dem von Balzacs Held Eugène de Rastignac auf der letzten Seite von *Vater Goriot* (1835). Dieser leidenschaftliche Absatz ist vielleicht die am häufigsten zitierte Passage aus *La Comédie humaine*. Rastignac, der ehrgeizige Provinzler, der in Paris Karriere machen will, betrachtet die Hauptstadt vom Hügel des Père-Lachaise aus. Man muss nur den Friedhof durch den Hafen von Toulon und Paris durch Frankreich ersetzen: «Rastignac blieb allein; er ging ein paar Schritte zu der Anhöhe des Friedhofes hinauf und schaute auf Paris; gewunden lag es längs der beiden Seinearme da, in denen sich die Lichter zu spiegeln begannen. Seine Augen blickten fast gierig nach dem Raum zwischen der Säule auf dem Place Vendôme und der Kuppel des Invalidendoms, wo die schöne Welt lebte, in die er hatte eindringen wollen. Er warf auf diesen wimmelnden, summenden Bienenstock einen Blick, der schon im Voraus all seinen Honig aufzusaugen schien, und sprach die grandiosen Worte: «Jetzt wollen du und ich uns messen!»»<sup>7</sup>

Dieser letzte Satz fasst alles zusammen. Das ist der Einsatz. Ein Zweikampf. Mann gegen Mann, oder besser gesagt: Mann gegen Land, pardon: Mann gegen Kontinent. Ehrgeiz im Überfluss. Opportunismus und Heuchelei in Hülle und Fülle. An Respekt hingegen mangelt es etwas. Kein sinnloses Gesieze, sondern sofort ein herablassendes Duzen.

*Nun wollen du und ich uns messen.*

## 2. Der Sturz der Bastille

«Die anständigen Leute mögen nach Hause gehen, ich feure nur auf die Kanaille.»<sup>1</sup> Napoleone Buonaparte steht mitten auf einer Dorfstraße in Seurre, einen Tagesmarsch von der Kaserne in Auxonne entfernt. Sein Schwert drohend erhoben. Es ist Ende April 1789, und Burgund ist in Aufruhr. Zwei Getreidehändler wurden ermordet. Es herrscht Hunger. Das Volk ist am Ende seiner Kräfte.

Seine Stimme zittert nicht. Keine Spur von Unsicherheit. Er mag zwar nur ein zwanzigjähriger Leutnant sein, der zudem die meiste Zeit auf Korsika verbringt, doch er nutzt die Chance, seine Tatkraft zu beweisen. Die Aufständischen ziehen sich zurück, und Buonaparte steckt sein Schwert wieder in die Scheide. Am Abend, bei einem Offiziersball, erhält er Glückwünsche von allen Seiten. Er nimmt sie mit einem zurückhaltenden Lächeln entgegen. Sagt, er habe nur seine Pflicht getan. Er habe die Befehle befolgt. Er zuckt mit den Schultern und wagt sich an eine Quadrille. Ein heikles Unterfangen, ein großer Tänzer wird er nie werden.

In den Augen des jungen Napoleone sind die Aufstände, die hier und da ausbrechen, nur belangloses Gezeter. Das Einzige, was für ihn zählt, ist die korsische Politik. Hätte man schießen müssen, hätte er, als Soldat, der tut, wofür er bezahlt wird, den Befehl dazu erteilt, ohne zu zögern. Überdies verabscheut er die armen Trottel, die in Seurre das Recht in die eigenen Hände genommen haben. Als Adliger fühlt er sich dem Plebs überlegen, und ein ausgeprägtes Hierarchiebewusstsein ist ihm in der Militärschule eingepflichtet worden. Von der Rolle, die die europäischen Könige spielen, hat

er allerdings keine hohe Meinung. Aus seiner Sicht ist der Anführer entscheidend, und der muss eine starke Persönlichkeit sein.

Er ist oft krank. Die Dämpfe, die aus den umliegenden Sümpfen aufsteigen, rufen Fieberanfälle bei ihm hervor. Er liest, er studiert, er denkt nach, er schreibt. In seinem Bücherregal stehen Tragödien von Corneille und Racine neben Werken wie Platons *Staat*, Plutarchs *Parallelbiographien* oder Rousseaus *Bekanntnissen*. Während seine Kameraden sich über Frauen und Liebe auslassen, träumt er von den Leben der Helden Plutarchs, von Demosthenes, Cäsar und Alexander dem Großen. Oder er macht sich Notizen zu Rousseau, der ihm die Dosis Sentimentalität liefert, die den Klassikern fehlt – eine Empfindsamkeit, die er mit den Jahren ablegen wird. In seinem Exemplar von *Du contrat social* (1762, *Vom Gesellschaftsvertrag*) hat Napoleone zwei Sätze unterstrichen, die er auswendig rezitieren kann: «In Europa gibt es noch ein der Gesetzgebung fähiges Land, nämlich die Insel Korsika. Der Mut und die Beharrlichkeit, mit der dieses tapfere Volk seine Freiheit wiederzuerlangen und zu verteidigen wusste, verdienten wohl, dass ein weiser Mann es lehre, sie zu bewahren.»<sup>2</sup>

Er glaubt noch immer, dass er dieser Mann sein könnte.

«Welchen Sinn hat dieses Bücherwälzen überhaupt?», fragt ihn Des Mazis, sein Kamerad in Auxonne, immer wieder.

«Ich will mich mit etwas beschäftigen, Untätigkeit kann ich nicht ertragen, ich will keine Zeit verlieren», antwortet Napoleone.

Er verweist auf ein Gedicht von Alexander Pope, das auf dem Tisch liegt: «Doch Übung, nicht die Ruh bringt Geisteskraft.»<sup>3</sup> Über seinen Plan, eine Geschichte Korsikas zu schreiben, verliert er kein Wort. Später in diesem Jahr wird er Paoli seinen Vorschlag schicken, sein historisches Werk wird er jedoch nie vollenden.

Vermögend ist Napoleone nicht und besonders adrett kommt er auch nicht daher. Seine militärische Ausrüstung ist in einem beklagenswerten Zustand, was oft mitleidig kommentiert wird,

doch die Zeit der Sticheleien ist definitiv vorbei. Allmählich verschafft er sich Respekt. Das wenige Geld, über das er verfügt, gibt er vor allem für Lesestoff aus. Nicht nur für Literatur, er interessiert sich auch für Geschichtswerke und Militärhandbücher. Er will sich das Handwerk des Artilleristen aneignen, sich zu dem Mann heranbilden, der die Artillerietruppen kommandiert, er will als Chef der Kanoniere brillieren. Napoleone bahnt sich einen Weg zum Wissen. Aus dem Englischen übersetzte Standardwerke von Benjamin Robins wie *Nouveaux Principes d'Artillerie* (1783, *Neue Grundsätze der Artillerie*) oder *Tables du tir* (1787, *Ballistische Tabellen*) liegen auf seinem Nachttisch.

Er spürt, dass in der Artillerie die Zukunft der Kriegsführung liegt, und folgt aufmerksam dem Unterricht an der *École Royale d'Artillerie* in Auxonne. Direktor Jean-Pierre du Teil ist von seinen Fortschritten beeindruckt und prophezeit ihm eine glänzende Zukunft. In einem Brief aus dem Jahr 1789 an seinen Onkel Joseph Fesch, den Erzdiakon von Ajaccio, den er später zum Kardinal befördern wird, erzählt Napoleone, wie sehr ihn das freut: «Wie Sie wissen, mein lieber Onkel, stehe ich bei dem hiesigen General in gutem Ansehen, sodass er mich beauftragt hat, auf dem Schießübungsplatz verschiedene Werke zu errichten, die schwierige Berechnungen erfordern. [...] Diese außerordentliche Gunstbezeugung hat ein wenig die Hauptleute gegen mich aufgebracht.»<sup>4</sup> Eifersucht! *La-paille-au-nez* gehört der Vergangenheit an. Von nun an spricht jeder seinen Namen korrekt aus.

Ob er eine neue Satzung für La Calotte, den Leutnantsverein von Auxonne, verfassen möchte, wird er gefragt. Der intellektuelle Bücherwurm Buonaparte nickt. Er zieht sich zurück und stürzt sich in die Arbeit, als hätte man ihn gebeten, die Verfassung eines Landes zu erstellen. In hochtrabendem Stil und mit einem Vokabular, das direkt Rousseaus Werk entlehnt zu sein scheint, stellt er eine Reihe von Regeln zusammen, die Umgangsformen

und gutes Benehmen fördern sollen. Die Fülle pompöser Begriffe und der feierliche Ton, von dem das Ganze durchdrungen ist, sorgen bei den Offizieren für Heiterkeit. Dennoch wird sein Text angenommen.

*«Hüte ab, Hüte ab!»*

«Wir sind hier kraft des Willens des Volkes und wir weichen nur der Gewalt der Bajonette.»<sup>5</sup> Honoré Gabriel de Riqueti, Graf von Mirabeau, steht breitbeinig in der Mitte des großen Saals des Hôtel des Menus Plaisirs in Versailles, nur einen Steinwurf vom Palast Ludwigs XVI. entfernt. Sein stattlicher Körper passt kaum in den zu engen schwarzen Mantel. Die kleinen Krater auf seinem von Pocken gezeichneten Gesicht scheinen kurz vor dem Ausbruch zu stehen. Seine beeindruckende Haartolle ist zu einer neugotischen Konstruktion hochgekämmt, die jeden Moment einzustürzen droht.

Der Volkstribun zügelt mit strengem Blick das Publikum. Mit wohlgesetzten Worten wie «des Willens des Volkes» und «der Gewalt der Bajonette» sichert er sich seinen Platz in den Geschichtsbüchern. Hitzige Diskussionen und Handgemenge, wohin man schaut. Mirabeau liefert sich ein Wortgefecht mit Henri-Évrard de Dreux-Brézé, dem königlichen Zeremonienmeister. Es ist der 23. Juni 1789, und der dritte Stand erhebt sich.

Mirabeaus Zunge war von Geburt an teilweise verwachsen, aber durch beständiges, hartnäckiges Training entwickelte er sich zu einer Art französischem Demosthenes, der nun spürte, dass seine Stunde gekommen war. Als Buonaparte noch in der Wiege lag, nahm der Berufsabenteurer an der französischen Invasion Korsikas teil. Später schrieb er pornografische Romane, landete mit schöner Regelmäßigkeit im Gefängnis und erwarb sich in

Aix-en-Provence innerhalb kurzer Zeit einen soliden Ruf als populärer Politiker. Seine Reden waren ebenso legendär wie sein Sinn für Theatralik. Mochte er auch innerlich kochen vor Wut, schaffte er es doch immer, einen kühlen Kopf zu bewahren. Noch bevor die Revolution richtig ausbrach, war er schon ein Paradebeispiel für die Auflösung sozialer Grenzen. Er genoss einen Sonderstatus, zwischen Adel und Bürgertum, und es gelang ihm, sich als Graf zum Vertreter des dritten Standes wählen zu lassen. Von der Provence aus war er nach Versailles gereist, um an den Generalständen teilzunehmen. «Wehe den privilegierten Ständen, denn Privilegien werden enden, aber das Volk ist ewig»,<sup>6</sup> sprach er prophetisch, bevor er abreiste.

Seit dem 5. Mai sind alle Stände des Landes auf Einladung des Königs in Versailles versammelt, um sich den Problemen zu widmen, unter denen das Land leidet. Es ist 175 Jahre her, seit die drei Stände (Adel, Klerus und der sogenannte dritte Stand), damals auf Wunsch Ludwigs XIII., zusammengekommen sind. Zwischen 1302 (dem ersten Mal) und dem vorletzten Mal im Jahr 1614 war diese Nationalversammlung fünfunddreißigmal, also durchschnittlich etwa alle neun Jahre, einberufen worden. Danach dauerte es plötzlich 175 Jahre. Zahlen, die die Entwicklung zur absoluten Macht unter der Herrschaft der berühmtesten französischen Ludwige – Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. – verdeutlichen. Doch nun bleibt Ludwig XVI. keine andere Wahl mehr. Nicht ohne Argwohn beruft er die Generalstände ein.

Eine eisige Kälte hält das Land im Griff. Hinzu kommen eine hohe Geburtenrate, eine Missernte und steigende Lebensmittelpreise – 1789 ist ein Jahr voller Heimsuchungen. Auch Buonaparte spürt, in einem abgelegenen Winkel Burgunds, dass etwas in Bewegung gerät. «Der Moment der Generalstände rückt näher. Das ist überall zu spüren. Die Unruhe in den Städten, in den Dörfern auf dem Land ist größer denn je. Hoffen wir, dass [...] sich die

Lage nicht weiter verschlechtert. Ich befürchte es»,<sup>7</sup> schreibt der skeptische Korse.

Die endlosen Feste des Adels und des höheren Klerus erregen nicht nur den Neid der Hungernden im Land, sondern zehren auch die Staatskasse auf. Da die beiden ersten Stände keine Steuern zahlen, lastet alles auf den Schultern des dritten Standes. Die Staatseinnahmen können jedoch bei Weitem nicht alle Ausgaben decken. Im Jahr 1789 fließt die Hälfte des Haushalts in die Tilgung der Schulden.

Jacques Necker bekleidete zwischen 1776 und 1790 etwa acht Jahre lang das einflussreiche Amt des Finanzministers. Er unternahm Versuche, die Finanzstruktur des Landes und das Steuersystem zu durchleuchten und zu verbessern, einigen Kritikern zufolge bereicherte er sich in dieser Zeit jedoch auf Kosten des Staates. Während es ihm gelang, Letzteres gut zu verbergen, machte ihn Ersteres zu einem populären Mann. Er entschied sich für Kredite statt für höhere Steuern. In den Augen vieler seiner Mitbürger vollbrachte Necker wahre Wunder, er war ein Magier, der keine Kaninchen, sondern Banknoten aus seinem Hut zauberte. Dieser Bankier und Minister nahm die sagenhaften Kredite für den Staat allerdings zu einem horrenden Zinssatz auf. Was Ludwig XVI. nicht daran hinderte, den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu unterstützen. Eine noble Geste und zugleich eine Maßnahme, um den Erzfeind England zu treffen – doch vor allem kostete es den Staat Unsummen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts war eine neue soziale Klasse entstanden, bestehend aus einer wachsenden Gruppe von Finanziers, Bankiers, Grundbesitzern, Berufsrichtern, hohen Beamten und Großunternehmern in der Textil- und Stahlindustrie. Womöglich hatten sie noch nicht das Gewicht, das sie nach der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert haben sollten, aber ein Prozess der Kapitalkonzentration nahm eindeutig Fahrt auf. Um die Löcher

im Haushalt zu stopfen, wandte sich der Monarch an die Bankiers und Finanziers, die gute Geschäfte machten und nun auch an die Macht drängten.

Ihr Zeitgenosse, der Anwalt Antoine Barnave, fasste die Ambitionen dieser neuen sozialen Schicht in knappen Worten prägnant zusammen: «Eine neue Verteilung des Reichtums erfordert eine neue Verteilung der Macht.»<sup>8</sup> Was bedeutet: Der Absolutismus hat ausgedient, die Neureichen wollen mitbestimmen. Sie erkennen, dass die explosive Situation ihnen eine einmalige Chance bietet. Um das alte System, das von den Ideen der Aufklärung bereits stark geschwächt ist, zu stürzen, brauchen sie einen Hebel. Und dieser liegt zum Greifen nah: Es ist die Unzufriedenheit des Hunger leidenden, leicht aufzuhetzenden Volkes. Das Einzige, was fehlt, ist ein Anlass.

Während der außerordentlich einberufenen Generalstände erhält das Land die Gelegenheit, dem König seine *Cahiers de doléances* zu überreichen, die Beschwerdehefte, die das Ergebnis einer Umfrage im gesamten Reich sind. Die Versammlung ist in drei Gruppen unterteilt: den Adel (270 Abgeordnete), den Klerus (291) und den dritten Stand (578). Arbeiter und Bauern, die die größte Bevölkerungsgruppe ausmachen, haben keinen Sitz in der Versammlung. Nur einige aufgeklärte Landbarone und Notare glauben, dass sie indirekt die untere Klasse vertreten.

Ludwig XVI. und sein Gefolge sind mit dem Adel und dem Klerus vertraut. Nicht nur die weißen Federn, goldenen Tressen und Zeremonienstecher, auch die kardinalroten und bischofs-purpurnen Soutanen gehören zum Bild von Versailles. Doch wer sind diese Herren in schlichten schwarzen Anzügen, die nur durch weiße Krawatten aufgehellt werden? Am 5. Mai 1789 blickt der König überrascht auf die Vertreter des Bürgertums. Ein Schwarm Krähen, der eine Parade von Pfauen stört. Eine Schar von Leichenbittern, die sich wie Unheil verkündende Raben zusammenrotten.



Am Ende seiner routinemäßigen und hölzernen Eröffnungsrede nimmt der König seinen Hut in die Hand und schwenkt ihn, wie es die Etikette erfordert. Dann setzt er ihn wieder auf, ein Signal für den vollzählig versammelten Adel, ebenfalls entsprechend den Spielregeln eine Choreografie mit Kopfbedeckungen und Federn zur Aufführung zu bringen. Die Bürgerschaft – aus Böswilligkeit oder Unkenntnis der Gepflogenheiten – tut es ihnen gleich. Was vom Hof nicht goutiert wird. Es ist die reinste protokollarische Gotteslästerung. Der Adel darf ebenso wie der König als Zeichen seiner Überlegenheit den Hut aufsetzen, die Bürger müssen barhäuptig bleiben.

«Hüte ab, Hüte ab», zischen die blaublütigen Herren, für den Monarchen deutlich hörbar, aber offenbar nicht für alle, denn die Herren des bürgerlichen Standes tun so, als ob sie nichts gehört hätten.

Für den König fühlt sich das an wie ein Schlag in die Magen-grube. Vor ihm sitzt das gespaltene Frankreich. Davor kann er die Augen nicht verschließen. Was soll er tun?

Er verfällt in eine Unentschlossenheit, die bald zu seinem Markenzeichen werden sollte. Während ihm der Schweiß über den breiten Rücken rinnt, entscheidet er sich schließlich, mit einer Geste, die spontan wirken soll, seinen Hut wieder abzunehmen. Die Bewegung wirkt eher krampfhaft als fließend. Erstaunt folgt der ganze Saal seinem Beispiel. Der Monarch sieht sich gezwungen, seinen Hut die ganze Zeit über in der Hand zu halten. Während Neckers dreistündiger Rede über die finanzielle Lage des Landes muss er zudem einen aussichtslosen Kampf gegen schwer werdende Augenlider und einen ununterdrückbaren Gähnreflex durchstehen.

Die erste Reihe hört Marie-Antoinette vor Wut mit den Zähnen knirschen. Als eine von wenigen hat die Königin erkannt, was hier wirklich vonstattengeht. Dass der König vor dem Volk seinen Hut zieht, ist nicht nur bezüglich des Zeremoniells, sondern auch hinsichtlich seiner Autorität ein Fiasko.

*«Ach, dann sollen sie eben bleiben»*

Ludwig XVI. ist ein rechtschaffener, etwas kraftloser Mann, dem von Kindesbeinen an die Vorstellung absoluter Macht eingepflegt wurde. Dumm und beschränkt, wie er oft dargestellt wird, ist er jedoch nicht. Der König liest viel, geht in seiner Schmiede wie ein energischer Schlosser zu Werke, und er besitzt als begeisterter Kenner der Geografie ein Studierzimmer voller Karten, Globen, Teleskope und Sextanten. In diesen von ihm selbst entworfenen Räumen entpuppt er sich als Magier im Hausmantel.

Der Monarch führt ein luxuriöses, aber streng geregeltes Leben. Um nicht vollends in dieser Leere der Etikette zu versinken, gibt er sich gastronomischen Ausschweifungen und endlosen Jagdpartien hin. Zeitgenossen beschreiben den recht korpulenten Monarchen als eleganten Reiter. Doch sobald dieser gutmütige Mensch gefordert ist, Herrscher eines Landes in der Krise zu sein, schmilzt seine Tatkraft dahin wie Schnee in der Sonne.

Kriegsherr im Wald, Tölpel in der Öffentlichkeit. Ludwig ist der ziemlich geschickte und zugleich gelehrte, etwas weltfremde Onkel, den man sich für seine Kinder wünscht. Die Rolle des weisen und entschlossenen Landesvaters, die ihm die Geschichte aufzwingt, ist ihm ein Gräuel. Der sechzehnte Ludwig ist ein Mann, der kein König sein wollte, aber ausgerechnet in einem der kritischsten Momente der westeuropäischen Geschichte zum König wurde. «Der König hat sein Leben damit verbracht, abends zu er-

klären, dass er morgens Unrecht hatte»,<sup>9</sup> fasst Mirabeau seine Persönlichkeit zusammen.

Ob ein entschlossener Herrscher etwas hätte bewirken können, ist allerdings eine offene Frage. Der unglückliche Ludwig zahlt den Preis für acht Jahrhunderte Königsherrschaft und Unterdrückung. Das ist ihm – wie übrigens auch allen anderen – 1789 nicht bewusst. Zu Beginn der Generalstände ist er noch recht beliebt. Eine große Mehrheit der Franzosen betrachtet den Monarchen als *Pater familias*, der ihren Klagen Gehör schenkt. Mirabeau ist sich dessen wie kein anderer bewusst und sieht darin die Grundlage für eine konstitutionelle Monarchie, für ein Staatssystem, das ein für alle Mal mit alten Hierarchien und Privilegien aufräumt, den König aber auf dem Thron belässt.

Schon bald ergibt sich ein großer Streitpunkt: Wie soll über mögliche Beschlüsse abgestimmt werden? Traditionsgemäß wird pro Gruppe abgestimmt, was natürlich für den Adel und den Klerus einen großen Vorteil darstellt, da sie jedes Mal als Sieger hervorgehen, wenn sie sich zusammenschließen. Der dritte Stand fordert daher eine Abstimmung pro Kopf. Was auf lange Sicht das Ende des überkommenen Dreiständesystems und der absoluten Macht des Königs bedeuten könnte. Adel und Klerus weisen dieses Ansinnen weit von sich. Es bleibt die Frage, wie sich Ludwig XVI. zu dieser Forderung positioniert.

Der König hat kein Interesse an grundlegenden Reformen, er möchte lediglich die maroden Finanzen sanieren und lehnt den Vorschlag einer Pro-Kopf-Abstimmung ab. Ein Votum, das er am 23. Juni in einer Sondersitzung der Generalstände bekannt geben will. Am 20. Juni verweigert er dem dritten Stand den Zugang zum Hôtel des Menus Plaisirs in Versailles mit der Begründung, es seien noch Vorbereitungen für die drei Tage später stattfindende königliche Sitzung zu treffen.

List oder Lüge? Wahrheit oder Taktik? Nur eines ist sicher: Die

Tür bleibt geschlossen und es regnet in Strömen. Vor dieser geschlossenen Tür steht auch Joseph Ignace Guillotin.

Einige Monate später wird dieser Arzt ewigen Ruhm mit dem Versuch erlangen, das französische Parlament davon zu überzeugen, die barbarischen Todesstrafen der Vergangenheit (vierteilen, verbrennen bei lebendigem Leibe, erwürgen, hängen, häuten, rädern) in die Archive zu verbannen und den Tod im Geiste der Revolution für alle gleich zu machen: «Die Vorrichtung saust blitzartig herab; schlägt den Kopf ab, Blut spritzt heraus, der Mann ist nicht mehr.»<sup>10</sup> Aber jetzt steht er wütend vor einer verschlossenen Tür. Und mit ihm der gesamte dritte Stand.

Guillotins erhebt seine Stimme. Er kennt eine kleine Sporthalle unweit von hier. Könnten sie nicht dort tagen? Alle sind durchnässt bis auf die Haut und nicken zustimmend. Dort, wo normalerweise Bälle von den Wänden abprallen, hallen nun Worte wider, die bis heute nachklingen. Im Salle du Jeu de Paume – der Schlagballhalle – von Versailles schwören die versammelten Mitglieder, zu denen sich inzwischen auch ein Teil des Klerus und des Adels gesellt hat, ihre Versammlungen nicht zu beschließen, bevor sie gemeinsam eine Verfassung erstellt haben. Diese lässt noch etwas auf sich warten, aber im August geht die *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* in Druck – der Grundstein für die Verfassung von 1791 ist gelegt. Der dritte Stand ruft sich selbst zur Assemblée Nationale, zur Nationalversammlung aus, dem Vorläufer des modernen französischen Parlaments.

Auf seinem berühmten, unvollendeten Gemälde *Der Ballhauschwur* platziert der Maler und Revolutionär Jacques-Louis David rechts einen begeisterten Barnave, lenkt jedoch alle Aufmerksamkeit auf den unübersehbaren Mirabeau, der seine große Löwenmähne aufgeregt in den Nacken wirft. Guillotins Kopf scheint in der Menge unterzugehen, ebenso wie der des noch unbekanntenen Maximilien Robespierre.

Der Verfassungsexperte Emmanuel-Joseph Sieyès sitzt in der Nähe eines triumphierenden Jean Sylvain Bailly, dem Präsidenten der Assemblée, der mit erhobener Hand als Erster den Ballhauschwur ablegt. Dem aufmerksamen Betrachter entgeht nicht, wie der gewiefte David links oben einen Blitz in die Königliche Kapelle von Versailles einschlagen lässt.

Es ist der 20. Juni 1789, und die Französische Revolution hat begonnen.

Ludwig XVI., der sich nach wie vor keiner Schuld bewusst ist, beruft am 23. Juni wie geplant erneut die Generalstände ein, um seine Entscheidung bekannt zu geben. Er macht Zugeständnisse, aber bei Weitem nicht genug, und vor allem verbietet er den drei Ständen, gemeinsam zu tagen und zu beraten. «Wenn Sie mich bei einem solchen Unterfangen im Stich lassen», so schließt er, «werde ich allein das Glück meines Volkes erwirken.»<sup>11</sup>

Nun heißt es, sich zu entscheiden. Ein Großteil der Generalstände verlässt sofort das Gebäude. Arbeiter beginnen, die Stühle wegzuräumen, doch der dritte Stand weigert sich zu gehen. Großzeremonienmeister Dreux-Brézé signalisiert ihnen, dass es Zeit ist, sich in Bewegung zu setzen. In diesem Moment springt Mirabeau auf, der laut Victor Hugo «von einer großartigen und überwältigenden Hässlichkeit»<sup>12</sup> ist, und ruft, dass sie nur «der Gewalt der Bajonette weichen»<sup>13</sup> würden. Als er seinen in die Luft gereckten Arm wieder senkt, ist Dreux-Brézé bereits verschwunden, um dem König die Nachricht zu überbringen. Dieser soll tief geseufzt, kurz nachgedacht und dann gesagt haben: «Ach, dann sollen sie eben bleiben.»<sup>14</sup>

Nach und nach schließen sich immer mehr Mitglieder des Klerus und des Adels, darunter Ludwigs eigener Neffe Herzog Philippe von Orléans, dem dritten Stand an. Das alte Frankreich gerät ins Wanken. Viele dem König treu ergebene Aristokraten schlagen vor, das Militär einzuschalten, um mit harter Hand die

Ordnung wiederherzustellen. Ludwig will keinen Bürgerkrieg, aber seine Indolenz wird ihn erst recht heraufbeschwören. Einige Tage später kommen die drei Stände zusammen – übrigens auf Wunsch des Monarchen selbst, der sich der Realität beugen muss. Das erste echte französische Parlament ist geboren.

Ludwig fühlt sich in die Enge getrieben, und der erfahrene Jäger reagiert wie ein wildes Tier: überstürzt, gehetzt, ängstlich. Er tut, was er nicht tun sollte, und entlässt den beliebten Minister Necker. Sein Minister hatte 1788 für die Verdopplung der Mitgliederzahl des dritten Standes plädiert und war ein großer Befürworter der lästigen Generalstände, die sich inzwischen zu einer Art Parlament entwickelt haben. Der Hof sieht in ihm die Ursache allen Unheils. Der König opfert Necker, unterschätzt jedoch dessen Popularität. Als das Volk von der Entlassung erfährt, ist der Teufel los.

*«Das alte Frankreich hatte sich dort eingefunden,  
um sich für immer zu verabschieden, das neue,  
um hier seinen Anfang zu nehmen.»*

«Bürger, wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich komme gerade aus Versailles. Herr Necker wurde entlassen. [...] Heute Abend wird die Königliche Garde das Marsfeld verlassen, um uns die Kehlen durchzuschneiden. Uns bleibt nur ein Ausweg: zu den Waffen zu greifen und Kokarden zu tragen, damit wir uns gegenseitig erkennen.»<sup>15</sup> Der Anwalt und Journalist Camille Desmoulins steht auf einem Tisch in der Mitte des Café de Foy, einem Lokal in der Rue Richelieu, nur einen Steinwurf vom Louvre entfernt. Seine Worte werden von einer jubelnden Menschenmenge begeistert aufgegriffen.

Desmoulins genießt es in vollen Zügen. Die Revolution ist auch

ein Fest der menschlichen Eitelkeiten. Er achtet sorgfältig darauf, das Schwert in der einen Hand und die Pistole in der anderen heldenhaft in die Luft zu recken. Es ist der 12. Juli 1789, und die ausgehungerte Menge ist berauscht von seiner leidenschaftlichen Rede. «Zu den Waffen! Zu den Waffen!», hallt es wie ein Echo von Straße zu Straße. Dank Desmoulins Begeisterung, aber auch befeuert von der aufrührerischen Berichterstattung des Journalisten Jean-Paul Marat, eines rothaarigen Mannes mit abstoßendem Äußeren, spüren die Pariser, dass sie als Einheit eine Macht darstellen.

Es gibt allerdings ein großes Problem: Sie haben keine Waffen. Am Morgen des 14. Juli zieht eine Delegation zum Hôtel des Invalides mit der Forderung, das Munitionsdepot zu öffnen und die Waffen freizugeben. Als die Forderung abgelehnt wird, stürmen Tausende Stadtbewohner das von Ludwig XIV. erbaute Heim für Kriegsversehrte. Die Soldaten, die das Gebäude bewachen, weigern sich, auf das Volk zu schießen. Die Bewohner öffnen selbst die Tore. Unzählige Hände greifen nach den mehr als 30 000 Gewehren und einigen Kanonen.

Jetzt noch Schießpulver und Kugeln. Vielleicht in der Bastille? Ein Gerücht wird zum Schlachtruf. Ein Schlachtruf zum Wegweiser. Die Bastille! Eine hässliche Festung, die seit dem Mittelalter das Straßenbild im Stadtteil Saint-Antoine dominiert.

\*

Marquis de Launay wurde in der Bastille geboren, sein Vater war dort bereits der Kommandant, nun schwingt er hier das Zepter. Er hat kein Auge zugetan. Launay ist nie ein großer Anführer gewesen, und jetzt, da er vor einer der größten Herausforderungen seines Lebens steht, ist er ratlos. Alle fünf Minuten ändert er seine Taktik, aber in einem Punkt bleibt er standhaft: Im Gegensatz zu seinem Kollegen Marquis de Sombreuil, dem Gouverneur des

Hôtel des Invalides, weicht er nicht vor der Übermacht zurück und hält die Tore geschlossen.

Während auf der Straße Zehntausende Randalierer, Freiheitskämpfer, Neugierige und abenteuerlustige Bürger ungeduldig mit den Füßen scharren, herrscht ein Kommen und Gehen von Delegationen, die von Launay höflich im Gefängnis empfangen werden. Zwischen zwei Delegationsbesuchen wird heftig geschossen – von draußen nach drinnen und von drinnen nach draußen. Es gibt Tote. Danach wird wieder geredet. Es werden Hände geschüttelt, Gespräche geführt, Verhandlungen fortgesetzt. Dann beginnt das Schießen erneut und fordert etwa hundert Opfer.

Nachdem die vierte Delegation mit einer weiteren Ablehnung der Kapitulation zurückgekehrt ist, wird bis zum bitteren Ende weitergekämpft. Beißender Rauch, aufgewirbelter Staub, Schreie und Schüsse treiben die Menge voran, mal nach links, dann wieder zurück, bis sich plötzlich eine Lücke in der hin und her wogenden Masse auftut. Die Ankunft der Kanonen aus dem Hôtel des Invalides zwingt die Bastille in die Knie. Schließlich öffnet Launay die Tore.

Es ist fünf Uhr nachmittags, und eine Menschenmenge strömt in die alte Festung. Sie befreit die sieben Unglücklichen, die sich noch im Gefängnis befinden. «Als Zuschauer war ich Zeuge dieses Sturmes gegen ein paar Invaliden und einen furchtsamen Gouverneur: wären die Tore verschlossen gewesen, niemals wäre das Volk in die Festung eingedrungen»,<sup>16</sup> klagt der Zeitgenosse und Schriftsteller François-René de Chateaubriand Jahre später.

An diesem Julitag sehen die Pariser das jedoch anders, auch wenn die Bastille längst nicht mehr der Ort ist, an dem unzählige Franzosen für immer in den Verliesen verschwinden. Sie ist eher ein Luxusgefängnis für blaublütige Delinquenten, und seit einiger Zeit vor allem eine vorübergehende Unterkunft für Autoren und Verkäufer pornografischer Literatur. Wer mit Schriftstücken voller

verderbter Fantasien erwischt wurde, konnte sich so einer symbolischen Erhebung in den Adelsstand rühmen. Die zahlreichen Inhaftierungen in der Bastille, die *Embastillements*, beflügelten die französische Erotikliteratur, die im 18. Jahrhundert einen beispiellosen Aufschwung erlebte. Doch am 14. Juli 1789 hatten die Libertins der Bastille bereits den Rücken gekehrt. Marquis de Sade, der zehn Tage zuvor in ein anderes Gefängnis verlegt worden war, verpasste knapp die Chance, seine Aura noch etwas aufzupolieren. Seine Freilassung hätte auch der mageren Ausbeute noch etwas Glanz verleihen können. Zu den sieben vorgefundenen Häftlingen zählten bemerkenswerterweise zwei Geisteskranke und vier Geldfälscher, die nicht den König, sondern nur einige reiche Bankiers betrogen hatten.

Diese heruntergekommene Festung wird plötzlich als Inkarnation all dessen angesehen, wogegen die Revolutionäre kämpfen. An diesem gigantischen, aber konkreten Objekt kann die Bevölkerung ihren Hass und ihre Frustration auslassen. Die Angreifer sehen sich als Herolde der Freiheit, die die Zitadelle der Finsternis zerstören wollen. Innerhalb weniger Tage erlangt das Gebäude einen mythischen Status. Wer kennt heute nicht die Bastille? Wer außerhalb Frankreichs hatte vor 1789 je davon gehört?

Die Aufständischen schießen den Kommandanten Launay nieder, nachdem dieser einem gewissen Desnot, von Beruf Pastetenbäcker, einen Tritt zwischen die Beine versetzt hat. Desnot lehnt das Schwert, das ihm seine Kameraden reichen, ab, zückt sein Taschenmesser und trennt den Kopf vom Rumpf, als wäre er ein Metzger. Launays auf eine Pike gespielter Kopf wird durch die Straßen von Paris getragen. Der Tag endet in Chaos und Unordnung. Chateaubriand, Zeuge der Szene, notiert: «Wie bei den Straßenkämpfen in Rom unter Otho und Vitellius gab man sich inmitten dieses Mordens hemmungslosen Orgien hin. Man fuhr die glückstrunkenen Sieger der Bastille, die in den Kneipen zu Er-

oberern erklärt wurden, in Kutschen spazieren. Prostituierte und Sansculotten begannen zu herrschen und gaben ihnen das Geleit. Passanten zogen mit dem Respekt der Furcht ihren Hut vor diesen Heroen, deren einige auf dem Höhepunkt ihres Triumphes vor Erschöpfung starben.»<sup>17</sup>

\*

Am 15. Juli beginnt die Zerstörung der Bastille.

Unter der Leitung von Pierre-François Palloy führen etwa achthundert Arbeiter die Abrissarbeiten durch, die bis November 1789 andauern. Mirabeau eilt herbei, um als Erster die Spitzhacke zu schwingen. In Begleitung ehemaliger Gefängniswärter inspiziert er die unterirdischen Kerker, um die Gerüchte über vergessene Gefangene Lügen zu strafen, aber auch, um zu überprüfen, ob es keine Geheimgänge zum Gefängnis von Vincennes gibt. Schließlich besteigt er einen der Türme und lässt feierlich den ersten Stein hinabfallen. Als der Stein fällt, löst sich auch seine riesige, nach hinten gekämmte, Haartolle.

Die Bastille wird zu einer touristischen und kommerziellen Attraktion. «Die Zahl der Schlüssel der Bastille vermehrte sich laufend», schreibt Chateaubriand, «man schickte solche Schlüssel an gewichtige Einfallspinsel in allen Ecken und Enden der Welt.»<sup>18</sup> Aus den Trümmern werden Miniaturen der Festung gefertigt, die als Souvenirs verkauft werden. Der Mythos wird buchstäblich in Stücke geschlagen und gerecht unter den Bürgern verteilt, zumindest unter jenen, die bereit sind, dafür zu bezahlen. Mehr als zweihundert Jahre später findet man in Frankreich noch immer Häuser und Tore mit Inschriften wie dieser: «Ich versichere, dass dieser Stein aus der Bastille stammt. Patriot Palloy.»

Die ersten Anhänger der literarischen Romantik mit ihrer Faszination für Ruinen und Untergang bestaunen die Fundamente

der Bastille. Elegant gekleidete junge Leute posieren unbekümmert auf den Trümmern – in ihren Augen unverfälschte gotische Relikte. Damen lassen sich von aalglatten Vergilianern zu einer anschaulichen Führung durch die Hölle der Bastille ins Schlepptau nehmen. Sie verbringen die Nacht in zugigen Verliesen und erzählen ihren Freunden am nächsten Tag in wohlgesetztem Ton von Begegnungen mit Ratten und Spinnen.

Die Revolution sorgt für ein Spektakel, und das Spektakel sorgt für Zuschauer. Akteure und Publikum kommen sich in die Quere. Kutschen kommen an und fahren ab. Bekannte Dichter, Literaten, Redner, aber auch berühmte Ausländer, hochrangige Adlige und europäische Botschafter drängen sich auf und um die Baustelle, wo halb nackte Arbeiter jeden Tag das Spektakel dem Ende näher bringen. «Das alte Frankreich hatte sich dort eingefunden, um sich für immer zu verabschieden, das neue, um hier seinen Anfang zu nehmen»,<sup>19</sup> schreibt Chateaubriand.

Fairerweise muss man sagen, dass die damalige Stadtverwaltung schon lange zuvor beschlossen hatte, das monströse Bauwerk abzureißen. Im Grunde bringen die Revolutionäre also schon geplante öffentliche Bauvorhaben zur Ausführung. Der symbolische Wert ist freilich immens. Angeblich soll selbst der Philosoph Immanuel Kant seinen täglichen Spaziergang ausnahmsweise unterbrochen haben, um eine Zeitung zu kaufen und die Details über die spektakulären Neuigkeiten zu erfahren. Der Fall der Bastille wird in ganz Europa als offizieller Beginn der Französischen Revolution gefeiert. Europas gekrönte Häupter können nicht länger ignorieren, dass ihr französischer Kollege in der Bredouille steckt.

*«Versteht es zumindest, unglücklich zu sein!»*

Für Ludwig XVI. ist der 14. Juli 1789 ein Tag, den er schnell vergessen möchte. Verärgert nimmt er sein Tagebuch zur Hand, denkt kurz nach, taucht seine Feder in Tinte und fasst seinen Tag kurz und prägnant zusammen.

«Nichts.» König Ludwig XVI. schreibt dieses eine Wort in sein Tagebuch. «Rien.» War er denn wirklich so weltfremd?

Nein, der König gebraucht sein persönliches Tagebuch nur, um seine zeremoniellen Auftritte zu vermerken, und vor allem, um die Beute seiner Jagdausflüge zu notieren. Zu seinem Ärger hatten seine Streifzüge im Wald am 14. Juli nichts eingebracht. Während die Bastille fiel, verfehlte der König Mal um Mal sein Ziel, als würde jeder Tote in Paris einem Goldfasan das Leben retten. Verdrossen kehrte Ludwig in den Palast zurück. Erreichten ihn dort Nachrichten über die Unruhen in Paris? Das wissen wir nicht. Am nächsten Tag ganz gewiss.

Der Herzog von Rochefoucauld-Liancourt beugt sich über das Bett Ludwigs XVI. Es ist der 15. Juli 1789, früh am Morgen. Der Großmeister der Königlichen Garderobe berichtet dem kurz zuvor erwachten Monarchen möglichst detailliert von den Ereignissen in Paris. «Es handelt sich also um einen Aufstand», unterbricht der König erschrocken den Bericht des Herzogs, der ruhig bleibt, Ludwig tief in die Augen schaut und dann die berühmten Worte ausspricht: «Nein, Sire, es ist eine Revolution.»<sup>20</sup>

Vier Tage später läuten die Glocken im burgundischen Auxonne. Binnenschiffer und Lastenträger stürmen das Haus des Steuereintreibers und plündern die Zollhäuser. Der Aufstand auf dem Land ist ein fernes Echo der Revolution in der Hauptstadt. In der Kaserne erreicht die Nachricht aus Paris auch Buonaparte, der sofort zur Tat schreitet. Er bricht mit einer Patrouille auf und

schlägt den Aufstand nieder. Nach seiner Rückkehr in sein Zimmer berichtet er seinem Bruder Joseph: «Im Getöse von Trommeln und Gewehrschüssen, inmitten des Blutvergießens, schreibe ich dir diesen Brief. Der Pöbel der Stadt [...] hat die Zollstelle und mehrere Häuser gestürmt. [...] Der General ist fünfundsiebzig Jahre alt und müde. Er hat den Anführer der Bürgerschaft angewiesen, meinen Befehlen zu folgen. Wir haben dreiunddreißig Plünderer verhaftet und eingesperrt. Ich denke, wir werden zwei oder drei von ihnen standrechtlich hängen.»<sup>21</sup>

Buonaparte vollbringt mühelos, womit man in Paris scheitert: das Volk zu unterwerfen. Andererseits kommentiert er einige Wochen darauf in einem weiteren Brief die Ereignisse in der Hauptstadt, als wäre er ein überzeugter Revolutionär. «Überall in Frankreich ist Blut geflossen, doch es war das unreine Blut der Feinde der Freiheit, der Feinde der Nation, die sich schon lange auf unsere Kosten gemästet haben.»<sup>22</sup> Eindeutig ist Napoleones Haltung nicht, doch die Situation ist es ebenso wenig. Er sondiert, welche Position er am besten einnehmen sollte. Er schärft seine Einstellung, schaut nach links und nach rechts.

\*

Während der neunzehnjährige Buonaparte das Tun und Lassen junger Offiziere einem strengen Ehrenkodex unterstellt, versucht der dritte Stand in Paris, dem König Ähnliches aufzuerlegen. Während Ludwig XVI. es nicht einmal schafft, ein Kaninchen zu erlegen, erteilt Buonaparte den Befehl, auf den Pöbel zu schießen.

Während das Volk eifrig nach Kugeln und Gewehren Ausschau hält, um den Lauf der Geschichte zu verändern, deklamiert Buonaparte in der Abgeschiedenheit seines Zimmers aus dem Werk des französischen Priesters und Denkers Guillaume-Thomas Raynal: «Feige Völker! Dumme Völker! Da euch die fortwäh-

rende Unterdrückung keinerlei Energie verleiht, da ihr euch nur nutzlosem Gemurre und Gejammer hingebt, obwohl ihr brüllen könntet, da ihr Millionen seid und darunter leidet, dass eine Handvoll mit Stöckchen bewaffnete Kinder euch nach Belieben herumkommandieren, gehorcht! Marschieret, ohne uns mit eurem Klagen zu belästigen, und versteht zumindest unglücklich zu sein, wenn ihr schon nicht versteht frei zu sein.»<sup>23</sup>

Während Mirabeau sich auf die Suche nach Geheimgängen begibt, vertieft sich Buonaparte in die Werke von Raynal und Rousseau, die sich beide für die Unabhängigkeit Korsikas eingesetzt hatten. Da die französische Monarchie Paolis Regime ein Ende gesetzt hat, muss auch sie dafür bezahlen, findet der junge Buonaparte. In Auxonne nimmt er seine *Geschichte Korsikas* in Angriff, ein Buch, in dem er auf «die unrechtmäßig angeeignete Macht» eingehen will, «die die zwölf europäischen Königreiche genießen».<sup>24</sup> In der Erstürmung der Bastille sieht er daher vor allem eine Revanche für die Niederlage von Paolis Truppen im Jahr 1769.

Während die Kanonen der Invaliden den Widerstand des bedauernswerten Launay brechen und Ludwig XVI. «nichts» in sein Tagebuch schreibt, verfestigt sich bei Buonaparte zunehmend die Überzeugung, dass er nicht gehorchen wird, dass er brüllen wird, wenn es darauf ankommt. Sein ganzer Organismus gleicht einer Kanone, die ihr Ziel ins Visier nimmt, das Schießpulver sind die Bücher, die er liest, und die Essays, die er zu schreiben gedenkt. Irgendwann wird die Lunte gezündet werden, davon ist er schon 1789 überzeugt.

Allerdings glaubt er noch immer, dass seine Bastille auf Korsika steht.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)